



Es sind Strukturveränderungen notwendig, wenn **Österreich** sich **im internationalen Forschungswettbewerb** weiterhin behaupten will.

Nationale und internationale Netzwerke, mehr finanzielle Mittel und Nachwuchsförderung sind dabei wichtige Ansatzpunkte.

Klinische Forschung im Umbruch

Text: Mag. Nicole Gerfert

Österreichs Vorteil im Bereich Forschung liegt darin, dass es in einigen Indikationen – z. B. Brustkrebsforschung – eine sehr gute Studienkultur mit enger nationaler Zusammenarbeit aufweise, erläutert Univ.-Prof. Dr. Michael Gnant, Vorstand der Universitätsklinik für Chirurgie an der Medizinischen Universität Wien und Präsident der ABCSG (Austrian Breast & Colorectal Cancer Study Group), die international erfolgreich klinische Studien zu Brust- und Darmkrebs durchführt. In anderen Bereichen sei die Forschungsquote hingegen leider nicht so gut.

Starke Zunahme des Wettbewerbs

Prinzipiell, betont Dr. Wolfgang Bonitz, Präsident der GPMed (Gesellschaft für Pharmazeutische Medizin e. V.) und Medical Director bei Novartis Pharma GmbH in Österreich, weise Österreich sehr gute Voraussetzungen für klinische Prüfungen auf, da sich sowohl die medizinische Infrastruktur als auch die Ärzteausbildung auf hohem Niveau bewegen.

Assoc. Prof. Priv.-Doz. Dr. Markus Zeitlinger, Interimistischer Leiter der Universitätsklinik für Klinische Pharmakologie an der Medizinischen Universität Wien und Vorstandsmitglied der GPMed, sieht sowohl den Bereich der pharmagesponserten Forschung als auch jenen der akademischen, nichtpharmagesponserten Forschung in einer Umbruchphase. Denn es gebe zwar nach wie vor ausgezeichnete Forscher in Österreich, so Zeitlinger, doch das früher herrschende „Gewohnheitsrecht“ auf Studien sei nicht mehr vorhanden, da durch die zunehmende Vernetzung der Forschungsbereich sehr viel kompetitiver geworden sei.

Auch Bonitz sieht Veränderungen der Forschungslandschaft durch den internationalen



„Es braucht eine strategische Entscheidung der Politik, wie viel Bildung und Forschung in unserem Land wert ist – und wie viel daher in diese Bereiche investiert wird.“

Univ.-Prof. Dr. Michael Gnant, Universitätsklinik für Chirurgie, Medizinische Universität Wien
Präsident der ABCSG

Wettbewerb: „In der Vergangenheit hat Österreich als ein Land von großer medizinischer Bedeutung gegolten, und somit wurden klinische Studien automatisch bei uns platziert. Mittlerweile ist es so, dass Österreich eines unter vielen Ländern und zudem ein kleines Land ist. Das hat Konsequenzen: So ist die Zahl der klinischen Prüfungen in Österreich in den letzten Jahren in Österreich um 10% zurückgegangen. Daher müssen wir uns sehr anstrengen, wenn wir bei internationalen klinischen Prüfungen weiterhin mitspielen wollen.“

Nachteile des Forschungsstandorts Österreich

Gnant ortet zwei Hauptursachen, die die Forschung in Österreich behindern: „Zum einen gibt es in Österreich nur eine geringe Anzahl von Forschungsinstitutionen und Forschungsstandorten. Dies ist unter anderem dem Umstand zuzuschreiben, dass Österreich ein relativ kleines Land ist. Zum Zweiten gibt es für klinische Forschung kaum staatliche Förderung. Die finanziellen Mittel werden zur Gänze in Grundlagenforschung eingebracht, und das viel zu wenig. Klinische Forschung ist daher letztlich sehr industriellastig – was nicht per se schlecht ist, aber naturgemäß nicht optimal. Zwar gibt es klare Regeln der Zusammenarbeit, die auch erfolgreich gelebt werden, dennoch ist diese Situation aus akademischer Sicht oft herausfordernd.“ Hier wünscht sich der Forschungsexperte Veränderung – und mehr staatliche finanzielle Mittel, denn letzt-

lich, so Gnant, sei es eine strategische Entscheidung, in welche Bereiche ein Land investiere. „Bildung und Forschung sind wichtiges Kapital unseres Landes, dessen sollte man sich bewusst sein. Unsere Forschungsquote ist im Vergleich zu diesem Anspruch jedoch nachgerade lächerlich. Hier könnte man z. B. gegensteuern, indem finanzielle Mittel nicht nach dem Gießkannenprinzip verteilt werden. Bedenken sollte man auch, dass ein guter Teil der öffentlichen Gelder als Standortförderung vergeben wird, also eigentlich Wirtschaftsförderung darstellt.“

Studien ohne Pharmasponsoren

Zeitlinger sieht die Probleme bei akademischen Studien, die nicht durch Pharmaunternehmen finanziert sind, noch verschärft. Denn diese Studien müssen natürlich dieselben Auflagen wie industriegesponserte erfüllen, Ethikkommissionen durchlaufen, bei der AGES bewilligt werden usw. Doch Zeit und Geld stellen in diesem Bereich ein noch größeres Problem dar. „Wir konnten gemeinsam und letztlich durch konstruktiven Dialog mit der Behörde z. B. gerade noch verhindern, dass die AGES für das Bewilligungsverfahren 3.000 Euro pro Einreichung vorschreibt (genauso viel wie bei industriegesponserten Studien); stattdessen sind es nun 600 Euro. Insgesamt summieren sich die Beiträge für Einreichung, Versicherung, Monitoring etc. trotzdem und sind für nichtgesponserte Forschungseinrichtungen nicht so leicht aufzubringen“, erläutert Zeitlinger.



„Die derzeit herrschenden Strukturen, bei denen den Forschern immer weniger Zeit für ihre Forschungen bleibt und die finanziellen Mittel immer weniger werden, sind extrem innovationsfeindlich!“

Assoc. Prof. Priv.-Doz. Dr. Markus Zeitlinger, Universitätsklinik für Klinische Pharmakologie, Medizinische Universität Wien

Klinischer Forscher als Berufsbild

Auch das neue Arbeitszeitgesetz für Ärzte macht es Forschern in Österreich nicht gerade leichter. „Dadurch bleibt an der Klinik noch weniger Zeit für Forschung, da nicht mehr Personal zur Verfügung gestellt wird, die einzelnen Ärzte aber nun weniger lang arbeiten dürfen“, so Zeitlinger. Für ihn eine bedenkliche Entwicklung, denn klinische Forschung dürfe kein Hobby sein, sondern müsse ein Berufsbild sein – ein Beruf, der Zeit erfordert!

Auch die Verwaltungsarbeit empfindet Zeitlinger für klinische Forscher als erdrückend. „Wir brauchen Strukturen, die die Forscher – auch die jungen Forscher – entlasten. Denn der Verwaltungsaufwand von Antragstellen, Einreichen über Zwischenberichte bis hin zu Anschlussberichten ist sehr zeitaufwendig.“

Netzwerke erforderlich. „Die Reputation der einzelnen Forscher hat in den letzten Jahren bei der Vergabe der Studien etwas an Bedeutung verloren. Mittlerweile können die Leistungszahlen klinischer Studien sehr gut verglichen werden; hier ist es wichtig, durch viele und gute Daten im internationalen Vergleich zu punkten“, berichtet Zeitlinger. Seiner Meinung nach hat das finanzielle Problem stark zugenommen; „gerade im Bereich der akademischen Forschung war es noch nie so schwierig, finanzielle Mittel zu lukrieren wie heute“.

Zeitlinger betont weiter, dass es von großer Bedeutung sei, national und international vernetzt zu agieren. „Finanzielle Mittel der EU erhält man sowieso nur als internationales Konsortium, Einzelkämpfer können sich hier nicht durchsetzen. Erforderlich sind internationale Forschungsnetzwerke, an denen zumindest drei bis vier EU-Länder beteiligt sind.“

Auch Gnant sieht Bedarf an nationalen und internationalen Netzwerken: „Gerade ein kleines Land kann alleine nichts erreichen. Wir müssen großflächiger und internationaler denken und mehr investieren. Auch in Sachen Nachwuchsförderung für junge Forscher wird in Ös-

terreich viel zu wenig gemacht. Daher gehen viele Ärzte nach dem Masterstudium ins Ausland.“ Eine Entwicklung, die er auch aus ökonomischer Sicht für unklug hält. Sinnvoller wäre es, die jungen Ärzte und Forscher in Österreich zu halten, statt sie nach zehn Jahren mit hohem Aufwand und Kosten aus dem Ausland wieder nach Österreich holen zu müssen.

Klasse statt Masse

„Klinische Forschung in Österreich hat nur dann eine Chance, wenn wir uns spezialisie-



„In Österreich sollte mehr in die personelle Infrastruktur für klinische Forschung investiert werden, wenn wir ein Land bleiben wollen, das sich nicht nur über Tourismus und Kultur definiert.“

Dr. Wolfgang Bonitz, Präsident der GPMed

ren. Rekrutierungszahlen wie in Osteuropa werden wir in manchen Indikationen hier nie erreichen“, ist Zeitlinger überzeugt. Sein Lösungsansatz: Spezialstudien anbieten, die durch das besondere Know-how der österreichischen Forscher möglich werden. „Voraussetzung dafür sind zum einen nationale Forschungsnetzwerke, denn eine Klinik allein schafft die erforderlichen Rekrutierungszahlen nicht. Kompetenznetzwerke und -zentren sind sinnvoll, denn einzelne Personen können nicht mehr wie früher die ‚Leuchtturmfunktion‘ einnehmen und Aufmerksamkeit erzielen, Kompetenzzentren hingegen sehr wohl.“

- Im EU-Schnitt werden rund 60% der klinischen Prüfungen von der Pharmaindustrie durchgeführt (industriegesponsert), 40% von akademischen Wissenschaftlern (akademisch gesponsert).
- In Österreich liegt dieses Verhältnis im Jahresdurchschnitt bei 70 : 30
- Die meisten der industriegesponserten klinischen Prüfungen laufen in der Krebsforschung: 2014 waren es beispielsweise 170 von insgesamt 498.

Auch Bonitz wünscht sich für die klinische Forschung mehr Geld für die Infrastruktur in den Spitälern, speziell für klinische Prüfungen. Er würde in diesem Zusammenhang einen Ausbau der sogenannten KKS (Koordinationszentren für klinische Studien an den Unikliniken und anderen Spitälern) begrüßen. Diese Koordinationszentren sind darauf spezialisiert, den Spitalsabteilungen zu helfen, klinische Prüfungen zu verbessern, indem sie Infrastruktur und organisatorisches Know-how zur Verfügung stellen. Dies würde eine Entlastung der Forscher in administrativen Belangen ermöglichen.

Für und mit Menschen arbeiten

Neben Spaß an der Forschung und daran, Probleme zu identifizieren und möglichst zu lösen, ist es die Freude an der Arbeit für und mit Menschen, was Zeitlinger, Gnant und Bonitz bei ihrer Tätigkeit in der Forschung antreibt.

„Wenn ich miterlebe, wie ein Wirkstoff in einer First-in-Human-Study einem Probanden verabreicht wird, dieses Medikament irgendwann zugelassen wird und Patienten dadurch einen Benefit erlangen, ist das ein sehr, sehr schönes Gefühl und eine große Motivation“, so Zeitlinger. Sein Rat an alle Ärzte, die überlegen, selbst in der Forschung aktiv zu werden: Viel Fachliteratur lesen, das bringt eigene Ideen! „In der Forschung kann man ausprobieren – das ist ein großes Privileg! Dabei müssen wir auch den Mut haben, Fehler zu machen, auch einmal den falschen Weg zu gehen, denn auch dadurch gewinnen wir viele wichtige Erkenntnisse.“ ■